

Tafel, Tütenmilch und Tickets

Kino und Konzerte kosten viel Geld. Deshalb können Arbeitslose und Geringverdiener da nicht hingehen. Es sei denn, sie haben einen »Kukuk«. Oder die Kulturloge ruft bei ihnen an

Von Gunhild Seyfert

Draußen stehen und ausgeschlossen sein. Von der weit entfernten Open-Air-Bühne ist hinreißende Musik zu hören, das Publikum fällt ein mit rhythmischem Klatschen und singt begeistert mit. Andrea Grawe steht am hohen Absperrzaun und drückt sich die Nase platt. Wenigstens etwas erhaschen möchte sie so von dem Konzert, in das sie gerne gegangen wäre. Aber wieder einmal konnte sie sich die Eintrittskarte nicht leisten. Alleine zu Hause sitzen? Das wollte sie auf keinen Fall. So hört sie die Musik, die sie in gute Stimmung bringt, und doch spürt sie auch ihren Frust und die Wut. Weil sie zu wenig Geld hat, kann sie höchstens Zaungast sein.

Für Menschen, die an der Armutsgrenze leben – darunter viele alleinerziehende Mütter und ihre Kinder, Arbeitslose und Mini-Rentner –, ist Kultur ein unerreichbarer Luxus. Ein alleinstehender Empfänger von Hartz IV beispielsweise bekommt im Monat 391 Euro. Wenn die Premiere von Schillers »Räubern« im Stadttheater aber 25 Euro, das Musical »König der Löwen« auch in der letzten Reihe noch 52 Euro, die »Zauberflöte« im Opernhaus 60 Euro und der Sitzplatz bei den *Wise Guys* 30 Euro kosten, wird so ein Ticket unerschwinglich. Menschen mit wenig Geld sind hierzulande vom Kulturbetrieb gleichsam ausgeschlossen.

Kulturschaffende und Mitglieder der Tafelbewegung halten das für einen Skandal. Für sie sind Musik, Tanz, Theater, Kino, Sportveranstaltungen und Konzerte nicht Luxus, sondern Lebensmittel. Die Teilnahme an solchen Ereignissen ist für sie ebenso wichtig wie Nahrung und Kleidung, denn sie bedeutet Teilnahme am gesellschaftlichen Leben. Wer beim Rockkonzert vor dem Zaun stehen muss, wer weder das Theater noch das Stadion betreten kann und das Kino nur von außen kennt, gehört nicht mehr dazu.

Seit Kurzem zeigt Andrea Grawe, die eigentlich anders heißt und anonym bleiben möchte, an der Kasse von Theatern und Konzerthäusern eine bunte Karte im Scheckkartenformat. Damit öffnen sich ihr plötzlich die Türen. *Kukuk* heißt das kleine Ding, das ist die Abkürzung für *Kunst- und Kultur-Unterstützungskarte Osnabrück*. Zum symbolischen Preis von einem Euro kann die medizinisch-technische Assistentin, die lange arbeitslos war und mittlerweile eine kleine Rente bezieht, nun auch dahin, wo sie sein will: mittendrin und auf einem guten Platz. »Meine Kukuk ist einfach toll«, sagt die agile Rothaarige und strahlt. »Für Kultur habe ich mich schon immer interessiert. Heute könnte ich an jedem Abend vier Veranstaltungen besuchen. Ich freue mich riesig!«

Die Osnabrücker Kulturkarte ist eine von sehr unterschiedlichen Initiativen in Deutschland, die Geringverdienern einen kostenlosen oder erschwinglichen Zugang zu Kunst und Kultur ermöglichen sollen. Menschen aus der Kulturszene und der Tafelbewegung sind aktiv geworden, sie geben Kulturkarten und -pässe heraus oder gründen sogenannte Kulturlogen.

Der Knüller aus Frankfurt

Sein Schlüsselerlebnis hatte Götz Wörner, der als Gründervater der Kulturkarten in Deutschland gilt, nach seiner Firmenpleite vor acht Jahren. Als erfolgreicher Musikproduzent war er bei jedem Konzert ein gern gesehener Gast, die Türen in der Szene standen ihm immer weit offen. Nun aber kostete der Eintritt dreißig Euro – und die hatte er nicht. Wörner versuchte, mit den Leuten an der Kasse zu reden, wurde aber nicht eingelassen. Er musste wieder nach Hause gehen. Das stieß ihm so sauer auf, dass er einen Kreis von Mitsreitern organisierte und vor sechs Jahren in Frankfurt den ersten *Kulturpass* in Deutschland auf den Weg brachte.

»Ich habe Elan«, sagt der überschlanke gesprächige Mann über sich selbst. Dieser Elan ist notwendig. Kultur für Arme gibt es nur, wenn die Veranstalter überzeugt werden können, dass es wichtig ist, auch Menschen mit wenig Geld im Publikum zu haben. Und wenn sie bereit sind, dafür auf Einnahmen zu verzichten.

»Kooperationspartner zu gewinnen ist ein mühsamer Weg«, sagt der 53-jährige Wörner. In seinem alten Metier, der Musikszene, hat seine Kulturpass-Idee nur verhaltene Resonanz. Schlecht sieht es auch bei Kinos aus, denn diese sind über ihren Filmverleih an einen gewissen Mindesteintritt gebunden. »Isch reg mich nimmer uff!«, sagt Wörner im schönsten Hessisch und macht damit deutlich, wie groß die Widerstände sind. Und trotzdem sind die Initiativen für Kulturpässe und die Kulturlogen eine faszinierende Erfolgsgeschichte, die mittlerweile viele renommierte und

wichtige Kooperationspartner gewonnen hat.

Der Knüller in Frankfurt am Main: Ein Besuch in der Oper inklusive An- und Abfahrt zum Opernhaus im öffentlichen Nahverkehr für drei Euro. 7000 Kulturpässe wurden in und um Frankfurt bereits ausgegeben. »Wir erreichen damit die Leute, für die der Kulturpass gedacht ist«, sagt Götz Wörner stolz. Bis heute lebt der mit zahlreichen Preisen überhäufte Ideengeber von Hartz IV. Die Preisgelder stecken er und der Verein *Kultur für ALLE* in Miete und Organisation ihres umtriebigen Büros.

Bei der »Tafel« in Marburg gab Hilde Rektorschek Lebensmittel aus. Ab und zu lagen auch hier Eintrittskarten auf dem Tisch, die ähnlich wie der Kopfsalat und die Tütenmilch »kurz vor dem Verfallsdatum« bei der Tafel abgegeben wurden. Dann fragte die frühere Verwaltungsangestellte die Menschen, die eigentlich für Bananen, Milch oder Fleisch anstanden, ob sie mal ins Konzert wollten: Die Idee der Kulturloge war geboren. Anders als beim Kulturpass, bei dem man als Inhaber selbstständig entscheiden darf und selbst handeln muss, wird man als »Kulturgast« einer Loge angerufen.

Wenn Hilde Rektorschek und ihre ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen telefonieren, erreichen sie auch Menschen, die scheu und zurückhaltend sind. Ohne Ermutigung würden sie sich nicht trauen, ihren Fuß über die Schwelle eines Theaters zu setzen oder in ein Jazzkonzert zu gehen.

Die Veranstalter in den dreißig Städten, in denen es Kulturlogen gibt, kooperieren mit einem festen Kontingent an Plätzen oder mit Karten, bei denen absehbar ist, dass sie nicht mehr verkauft werden. Abends liegen dann an der Kasse auf den Namen des Kulturgastes ein oder zwei Karten für umsonst zur Abholung bereit. 8000 Mal geschah das in den letzten vier Jahren allein in Marburg und Umgebung. »Keiner kann jetzt mehr behaupten, dass Hartz-IV-Empfänger nur vor der Glotze sitzen und Fertiggerichte essen!«, sagt die streitbare Hilde Rektorschek.

Bitterer Beigeschmack

Kulturlogen gibt es auch in den neuen Bundesländern. Dresden hat sogar Sport im Angebot. So gibt *Dynamo Dresden*, berühmter Fußballklub der Stadt, für jedes Heimspiel sechs Karten an die Loge. »Manche Menschen waren noch nie im Theater oder Konzert. Zu Sportveranstaltungen gehen sie schon eher«, sagt Heidrun Franke, Mitarbeiterin der *Bürgerstiftung*. Es sei auch Sozialarbeit, was sie und das Team der Kulturloge machten, meint Franke nachdenklich.

Kultur ist nicht nur zur Unterhaltung oder Bildung da, sie hat auch das Potenzial, Menschen zu verbinden. Gerade für die, die sozial am Rand der Gesellschaft stehen und vom Absturz bedroht sind. »Ich habe gewagt, Schritte aus der Depression der langen Arbeitslosigkeit zu tun«, schreibt eine von mittlerweile über tausend Inhabern der Osnabrücker Kukuk in ihrem Dankgedicht anlässlich der Feier zum ersten Geburtstag der Initiative im Osnabrücker Theater. Seit einem Jahr kann sie wieder in Vorstellungen gehen und wird mit der Kukuk auch selbst aktiv. Für je einen Euro tanzt sie an einer renommierten Tanzschule und malt regelmäßig in einem Kursus an der städtischen Kunstschule.

Obwohl die Akzeptanz und der Aufschwung der Kulturpässe und Kulturlogen ein Grund zum Feiern sind, hat ihr Erfolg doch einen bitteren Beigeschmack. »Die Kukuk darf nur eine Notlösung sein«, erklärt der Sänger Max Ciolek, Gründer der Osnabrücker Initiative. Er ist sich bewusst, dass die systematischen Ungerechtigkeiten und Ausgrenzungen in unserem Wirtschaftssystem sein Engagement erst nötig machen.

»Wir müssen uns dringend weitere Gedanken machen, zum Beispiel zum Mindestlohn ohne Ausnahmen.« Der Tenor Ciolek liebt den Kontakt zu Menschen, und die Kukuk ist sein Ding. Noch lieber allerdings wäre es ihm, er könnte einfach singen. Auf der Bühne stehen, ein Lied anstimmen und sicher sein, dass wirklich jeder, der ihn hören möchte, sich das leisten kann. ♦